

Eremiten oder Brüder vom schönen Leben sich der Pflege ihrer Schönheit und Reinheit zu widmen. Diese hochmütige Sekte schien nun in einem ihrer Häupter als lasterhaft und pervers entlarvt.

In der Tat verleiht dies alles dem Prozeß Wilde einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Kämpfe zwischen Kunst und Gesellschaft. Aber auch dieses geistesgeschichtliche und kulturpolitische Interesse scheint uns den Sinn des Widerhalls, den wir beobachteten, noch nicht zu erschöpfen. Noch etwas Persönlicheres, Menschlicheres wirkte mit.

In diesem Schicksal mit seinem jähen Absturz, dem grellen Kontrast von Glanz und Dunkel, dem schroffen Wechsel von Ruhm und Schande, von Eleganz und Entbehrung schien sich etwas abzuspielen, das an alte Sagen gemahnte, Sagen vom Neid der Götter gegen den Glücklichen und von der Strafe, die der Überhebung nachfolgt. Aber wenn der Sturz des Ästheten so mit dem klassischen Umriß der Tragödie ausgestattet schien, dann ließ er doch eines vermissen: die versöhnende Größe des Untergangs. Dem Ende Oscar Wildes eignete gar nichts Erhabenes, es war nichts als gemein und schmachvoll und erbärmlich. Wie konnte es sein, daß ein so schönes Leben so enden konnte? Hier blieb in der tragischen Erschütterung ein nicht aufzulösender Rest, etwas, was mit der Katharsis von Furcht und Mitleid allein nicht abgetan war, was zur mythologischen Erbauung nicht recht zu verwerten war, etwas, worunter sich vielleicht sogar der Stachel einer sittlichen Frage verbarg: Wie es um ein »schönes Leben« eigentlich bestellt war, dem ein so schnödes Ende bereitet sein konnte. War dieser quälende Widerspruch zwischen dem ganz Schönen und dem ganz Häßlichen ein bloßer Zufall, war der Absturz aus dem einen in das andere ein blinder Unglücksfall ohne Sinn und Verstand, dem innersten Wissen und Wollen seines Opfers fremd?

Empfindlichere Leser mußten davon ergriffen worden sein, wie Oscar Wilde schon je und je einem seltsamen und ein wenig unheimlichen Hang erlegen war, einem Hang nach der Aufhebung alles dessen, was er lehrte und lebte, nach einer dunklen Gegenwelt, in der das Häßliche und Niedrige herrschten, einer *nostalgie de la boue*, als ob es ihn nach dem Abgrund verlangt hätte, in den er stürzte. Wußte und wollte er insgeheim, was ihn zerstörte? (Und hätte er es deswegen unterlassen, sich dem Gericht zu entziehen?) Ich finde ein paar zeitgenössische Sätze, die solcher Meinung sind: *Es hat gar keinen Sinn, lesen wir da, so zu sprechen, als ob Oscar Wildes Schicksal und Oscar Wildes Wesen zweierlei gewesen wären und als ob das Schicksal ihn so angefallen hätte wie ein bissiger Köter ein abnungsloses*

Bauernkind, das einen Korb mit Eiern auf dem Kopf trägt . . . Er fühlte unaufhörlich die Drohung des Lebens auf sich. Das tragische Grauen umlagerte ihn fortwährend. Unablässig forderte er das Leben heraus. Er insultierte die Wirklichkeit. Und er fühlte, wie das Leben sich duckte, ihn aus dem Dunkel anzuspringen¹.

Diese Worte sind von Hugo von Hofmannsthal. Sie wurden geschrieben, als Oscar Wilde mit der Schrift *De Profundis* aus dem Gefängnis sein früheres Leben widerrief. Sie scheinen somit lediglich nachträglich die Moral aus dem Exempel zu ziehen. Aber Hofmannsthal wußte, wovon er sprach. Er hatte das Exempel zu dieser Moral selbst schon vorher erfunden. Ein Jahr bevor der Fall Wilde die Öffentlichkeit bewegte, hatte er eine kleine Erzählung erscheinen lassen, in der die Wirklichkeit in einer seltsamen Weise vorausgedeutet erscheint. Und wenn ich in dieser Stunde Ihre Aufmerksamkeit für Hugo von Hofmannsthal in Anspruch nehmen darf, dann möchte ich nicht viel mehr tun, als Ihnen diese und noch eine andere seiner Geschichten erzählen und, so gut ich es kann, deuten, zwei Geschichten, in denen nicht nur das Exemplarische des Falles Oscar Wilde, sondern auch der Sinn von Hofmannsthals Weg und Wandlung beschlossen erscheint. Die eine dieser Geschichten heißt *Das Märchen der 672. Nacht*, die andere *Die Frau ohne Schatten*. Ihr Gegenstand ist kein anderer als die Fragwürdigkeit des schönen Lebens und seine Überwindung.

Das Märchen der 672. Nacht, eine kurze Erzählung, fünfundzwanzig Seiten lang, ist 1895 erschienen, als ihr Verfasser einundzwanzig Jahre alt war, kaum bemerkt, nie gedeutet, obwohl ihr an inniger Durchdringung von schönem Sein und tiefem Sinn nur wenige gleichkommen. Sie steht in innigstem Zusammenhang mit einer Gruppe von Dichtungen des jungen Hofmannsthal, die immer nur die eine Frage aufwerfen und umwenden: Der junge Mensch und das Leben.

Das Märchen erzählt von einem Menschen, den das Leben mit allen guten Gaben überschüttet hat: Jugend, Schönheit und Reichtum. Seine Eltern sind gestorben, und da ihn weder der Umgang mit Freunden noch die Schönheit der Frauen genügend fesselt, zieht er sich von der Gesellschaft der Menschen zurück, um sich ausschließlich der Betrachtung der köstlichen Geräte und Gewebe zu widmen, die er in seinem Hause gesammelt hat. Sein Sinn ist aufgeschlossen für die tiefen Bedeutungen, die auf dem Grunde ihrer Schönheit versenkt sind, und mit wachsender Trunkenheit erkennt er in ihren Linien, in den Ornamenten, die sich verschlingen, ein verzaubertes Bild der verschlungenen Wunder der Welt (8)². Kein Mißklang, der den Frieden seiner Betrachtung störte, nichts Häß-